

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 14

Artikel: Erzählen wir unsern Kindern vom Christkind, St. Niklaus, Osterhasen und andern Märchen - oder sind das Lügen?
Autor: Steiger, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635767>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dann muß der Lehrer die Kinder unverzüglich nach Hause schicken, damit sie noch trockenen Fußes die verschiedenen Warften erreichen können. Das Schulzimmer ist klein, aber heimelig und, wie wir uns überzeugen konnten, durchaus nicht stiefmütterlich mit Anschauungsmaterial bedacht.

Auf einer besonderen Warft stehen Kirche und Pfarrhaus. Die Leiden und Freuden eines Halligpastors schildert uns Wilhelm Lohsen in seinem prächtigen Roman „Der Halligpastor“, den wir allen, die sich über das Leben der Halligfriesen näher unterrichten möchten, warm empfehlen können. Neben der niedrigen Kirche steht gesondert der kleine Glockenturm, dessen Glocken am Sonntag über die Weidefennen und das Medeland (Heuland) klingen und die Leute zur Kirche laden. Von der niedrigen Decke der Kirche hängt ein stattliches dänisches Orlogsschiff, ein Kennzeichen der friesischen Kirchen. Eine rote Botivotafel trägt folgende Inschrift: „Gott segne unsern teuren König Friedrich VI., der unsere durch die hohe Wasserflut zertrümmerte Kirche, nachdem er sie den 3. Juli 1825 persönlich in allerhöchsten Augenschein genommen hatte, wieder erneuern ließ; ewig wird sein Andenken unter und andauern.“ Die hübsche Kanzel trägt Kachelnschmuck. Neben der Kirche ist der Friedhof. Oft schon ist es vorgekommen, daß die Wellen Halligfriedhöfe bloßlegten und die Särge wegspülten. Eines Abends müssen wir noch gedenken: Ein Schwalbenpaar hatte sich in der Kirche das Nest gebaut und pietätvoll ließen nun die Leute die Türe offen, um den lieben Tierchen ein ungestörtes Zu- und Herfliegen zu ermöglichen. Um uns kümmerten sich die Schwalben nicht. Das Pfarrhaus ist hoch und schmuck. Schön ist's hier im Sommer. Wie furchtbar einsam muß es aber im Winter sein, wenn zu der äußeren Abgeschiedenheit infolge Ueberschwemmungen auch noch eine innere kommt, die Unmöglichkeit des Verkehrs mit den Nachbarwarften!

Zurzeit gibt es, um zum Schlusse einige allgemeine Betrachtungen anzufügen, noch zehn Halligen: Langeneß mit Nordmarsch 1220 Hektaren messend, Hooge 640 Hektaren, Nordstrandischmoor 228 Hektaren, Gröde mit Apeland 262 Hektaren, Hamburgerhallig 79 Hektaren, Süderoog 96 Hektaren, Südfall 116 Hektaren, Oland 90 Hektaren, Sabel 34 Hektaren, Norderoog 21 Hektaren. Unbewohnt ist die Hallig Norderoog, die 1825 noch mehrere Warften trug. Süderoog, Südfall, Hamburgerhallig und Sabel werden nur je von einer einzigen Familie bewohnt. Oland hat eine einzige Warft, eine Dorfsiedlung. Hooge zählt neun Warften, Langeneß 19, Nordstrandischmoor vier. Die Hamburgerhallig hat seit 1858 einen Damm zum Festland, an welchem sich im Laufe der Jahrzehnte Schlammmassen angesammelt haben, die mit der Zeit zu Neuland werden. Solches Neuland heißt in Holland Polder, in Norddeutschland Koog. Auch die Hamburgerhallig ist also landfest geworden, um den technischen Ausdruck der Halligleute zu brauchen. Denn einen Trost gewährt das Meer schließlich doch: Was es an einem Ort wegreißt, läßt es an andern wieder liegen, aber tot und kalt.

Der Namen Hallig soll von hol, niedrig, tief, kommen, also mit dem Namen Holland, Niederland, verwandt sein. Nach Traeger sind die Halligen ein insularer Rest des in geschichtlicher Zeit durch Sturmfluten, Eisgang und die Gezeitenströmungen (Ebbe und Flut) zerrissenen Marschlandes, welches das Meer ehemals in den Sümpfen hinter den Dünen der jütischen Nordseeküste in horizontalen Schichten abgelagert hatte. Weiland muß nach wissenschaftlichen Untersuchungen die Festlandsküste mindestens bis zum Westrand der heutigen nordfriesischen Inseln gereicht haben. Diese Küste war durch Dünen geschützt, die in ihren Resten auf Amrum und Sylt noch erhalten sind. Mindestens 50 Halligen sind im Laufe der Jahrhunderte untergegangen, vom Meere weggespült worden. Untergang droht auch allen heutigen Halligen, soweit sie nicht durch Deiche geschützt sind. Denn jeden Tag nagen die Wellen am Uferstrand und jede Sturmflut

reißt Land weg. Man muß in der Chronik Nordfrieslands nachlesen, um ganz verstehen zu können, was das heißt, muß die Berichte über die Sturmfluten hören, die von Hunderten von ehemals stattlichen Dörfern und Höfen berichten, die versunken sind, samt ihren Bewohnern. Mit dem Dichter können wir beim Befahren des Wattenmeeres sprechen:

„Und aber nach 500 Jahren,
Kam ich deselben Wegs gefahren,
Da schäumten die Wasser an diesem Ort!“

Oder mit Detlew von Liliencron:

„Heut bin ich über Rungholt gefahren,
Die Stadt ging unter vor 600 Jahren,
Noch schlugen die Wellen da wild und empört,
Wie damals, als sie die Marschen zerstört.
Die Maschine des Dampfes schütterte, stöhnte,
Aus den Wassern rief es unheimlich und höhnte:
Truß, Blanfer Hans.

Von der Nordsee, der Nordsee, vom Festland geschieden,
Liegen die friesischen Inseln im Frieden.
Und Zeugen welkenvernichtender Wut
Taucht Hallig auf Hallig aus fliehender Flut...“

Der in diesem Gedicht erwähnte Flecken Rungholt ging im Jahre 1300 mit sieben großen Kirchspielen unter. Tausende ertranken damals.

Und trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, ist dem Halligfriesen seine Heimat so liebwert. Die Sturmflut reißt ihm das Haus weg, er baut es wieder auf und singt in seinem alten Friesenlied:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glückes der Heimat nicht wert!“

Frei und unabhängig ist der Frieße auf seinem Besitztum und will es bleiben. Ueberall und immer begegnet man seinem Wahlspruch: „Lever düd as Slav!“; lieber tot als Sklave! Geht der Halligbewohner auch in jungen Jahren weg, im Alter kehrt er doch auf seine Scholle zurück, um hier sein Leben zu beschließen. Diese Heimatliebe teilt der Halligfrieße mit uns Schweizern und macht ihn uns sofort stammverwandt.

Eines nur möchten wir wünschen, daß möglichst bald die Schugarbeiten für die Halligen wieder aufgenommen werden, bevor es zu spät ist. Auch die mit Erfolg vor Kriegausbruch eingeleiteten Landgewinnungsarbeiten sollten eine Fortsetzung finden.

Wir schließen unsere kurze und lückenhafte Betrachtung mit einem Zitat aus Lohsens „Halligpastor“: „Die lieben, lieben Halligen! So klein, so einfach, so trostlos einsam, und doch eine Welt voll Liebe und Treue. Keiner ist unter uns, der auf ihnen nicht schon manchen lieben Menschen und manch' liebes Hab und Gut verloren hat. Und doch gibt es für uns auf der ganzen weiten Gotteswelt nur eins: „Unsere Hallig!“

F. V.

Erzählen wir unsern Kindern vom Christkind, St. Niklaus, Osterhasen und andern Märchen — oder sind das Lügen?

Frau Anna ist in Sinnen verloren. Wer hat nun Recht? Sie glaubte, es so gut gemacht zu haben, und nun kommt ihre Schwägerin und lacht sie aus oder macht ihr Vorwürfe.

Ja, nun war zu ihnen doch immer der St. Niklaus gekommen, das Christkind und der Osterhase. Und was für ein Niklaus, so ehrfurchtgebietend und doch wieder so gutmütig, so recht wie er im Bilderbuch steht, mit dem pelzbesetzten Mantel und der Kapuze und den hohen Stiefeln, mit dem weißen Bart, mit Rute und Saß, ach, und wahrlich, am Gewand hingen noch Moosfetzchen und Tannenadeln — man sah ganz gut, daß er getadewegs aus dem Walde kam. Gerade so war's, wie Mutter es den Kindern

erzählte und wie's in den Geschichten stand. Ach, wie klopfte einem das Herzlein schon viele Tage vorher, was für ein herrlich gruseliges Gefühl war es, wenn draußen die schweren Schritte ertönten und der Stock auf den Boden klopfte, ja, wer ganz gute Ohren hatte, wie Mutterchen etwa, der hörte auch das Glöckchen des Eiseleins draußen läuten. Und dann das wunderliche Gemisch von Freude und Angst, wie wenn der liebe Gott selber vor einem stünde, wenn man sein Sprüchlein sagte und ein Gewissenskammerlein erforschen mußte bis in die dunkelste Ecke, wo allerlei vergessener Unrat lag. Und wenn der Schrecken vorüber war, wie herrlich war's, davon zu plaudern, noch manchen Tag, bis wieder neue Dinge in Aussicht standen, die nun, da sie dem Bewußtsein näher rückten, noch wichtiger, noch unendlich viel geheimnisvoller und wundersamer waren als St. Niklaus.

Was denn? Etwa das Christkind? Mit den goldenen Haaren und mit der Stimme, die wie ein Silberglöcklein tönt, mit dem sternbesäten Gewand und den großen Schwanenflügeln? Das den Weihnachtsbaum schmücken half und all die schönen Dinge brachte, um die noch jahrelang der Weihnachtsduft wob? Das Christkind, das man zwar nie zu sehen bekam, das aber Mutterchen so lebenswarm zu schildern wußte und mit einer solchen Zartheit und Herrlichkeit umgab, daß einem ganz die Augen glänzten beim bloßen Anhören. Mutter sah es ja manchmal, wenn sie in der Dunkelheit etwa noch draußen zu tun hatte, ja dann sah sie, wie es am Fenster stand und hereinkuckte, ob die Kinder artig seien und was sie trieben und werkten. Sie hatte auch schon seine Flügel ums Haus rauschen hören, und wenn sie davon erzählte, ach, dann wagte man kaum zu atmen vor Andacht und glückseliger Erwartung. Dann kam auch wohl ein Tag, wo das liebe Christkind der Mutter Bericht schickte, die Kinder sollten nun ihre Wunschzettel schreiben, sie könnten sie nur ins Futterkästchen legen vor dem Fenster, und wenn es dann etwa zufällig hier vorbeiflüge, so nähme es sie gleich mit. Oh, dann wurde, was das Herz am sehnlichsten begehrte, — aber ja nicht unbescheiden sein! — mit den schönsten Buchstaben auf das allerfeinste Papier geschrieben, das man aufreiben konnte; und richtig, am andern Morgen — war's zu glauben? — war der Zettel fort und statt dessen lag wirklich und wahrhaftig für jedes eins der schönen Weihnachtsguezi im Vogelhäuschen, da wußte man's ja für ganz gewiß: ja, es war da gewesen, das himmlische Kind! Ja, und Klein-Anni will auch wirklich einmal in der Nacht so etwas Merkwürdiges draußen gehört haben, wie wenn etwas Großes am Fenster vorbeiflüge. Immer von neuem wurde Mutter bestürmt mit Fragen und Bitten, und sie wurde nicht müde zu schildern und auszumalen bis ins Allerkleinste, wie es beim Christkind im Himmel und beim St. Niklaus im Wald züging. O die selige Zeit des Hangens und Bangens, da die Herzlein flatterten, wonnig und ängstlich zugleich, beklommen und jubelnd in einem Atem über das Wunderbare, das nun täglich und allnächtlich sich vollzog um sie herum. Man lebte in diesen Wochen wie in einem Märchen, wie in einem beseligenden Traum, in einer leichteren Luft. All dieses süße Erwarten war eigentlich das Allerhöchste von allem. —

Und dann, wenn alles vorbei war — war es dann vorbei? O nein, dann zehrte man noch lange, lange daran, noch lange schien das Licht des Weihnachtsbaumes in den Alltag hinein, oh, so lange fort, bis die Osterfonne ihre Strahlen vorausschickte in die Kinderstube, bis irgendwo am Horizont der Einbildung zwei behaarte Ohrenspitzen auftauchten, die mit jedem Tag wuchsen, bis ein ganzer Hase dran war, der wunderbare und fabelhafte Osterhase, der aller Naturgeschichte zum Trotz Eier legte im Garten — man denke, ein Hase! Aber eben drum ist es der Osterhase, weil er das kann; wäre er ein gewöhnlicher Hase, so könnte er's freilich nicht. Auch über ihn weiß Mutterchen

sehr gut Bescheid, und wenn sie einmal etwas nicht weiß, nun, so fabuliert man sich's gemeinsam zusammen, und es gibt gar nichts Lustigeres, als sich das alles so auszudenken und vorzustellen; immer kommt einem wieder etwas Neues in den Sinn. —

So war das bei ihnen immer gewesen, schon bei den Größeren, und jetzt auch bei den Kleinen. So war um jedes dieser Feste ein Zauberkreis gezogen, in dem es nach Wunder duftete und nach Geheimnis roch und in dem das Kindergemüt all sein Verlangen auslebte nach dem Erlebnis des Herzens, statt dem täglichen Erleben des Verstandes, der kalten und harten Wirklichkeit, die dem Kinde oft so weh tut.

Und das sollte nun nicht mehr sein? Das heiße, die Kinder anlügen und ihnen ein schlechtes Beispiel geben, meinte die Schwägerin, denn wenn die Kinder, wie es ja naturgemäß geschehen werde, eines Tages dahinter kämen, aufgeklärt von ihren Kameraden, und merkten, daß das alles gar nicht wahr sei, wie stände sie, die Mutter, dann da vor ihnen? Als was? Und was mußten die Kinder von ihr denken? Sie, die doch sonst eine so ängstliche Wahrheitsfanatikerin ist, wie kann sie nur den Kindern mit aller Absicht und allem Bewußtsein solche Unwahrheiten aufbinden? Ueberhaupt heutzutage, wo man doch in allem so fortgeschritten und aufgeklärt ist, wo sie doch selber das Märchen vom Storch zum Beispiel so sehr verurteilt, warum denn vor diesen andern Märchen Halt machen? Das ist ja ganz altväterisch — sie ist doch sonst auch nicht so —, und paßt nicht mehr in unsere moderne Zeit; unsere Kinder sind anders, denken praktischer, nüchternere, materieller, exakter, die sollte man nicht mehr mit solchen Phantastereien abspeisen wollen. Man muß mit der Zeit schreiten, auch in der Erziehung. Sie sagt ihren Kindern, so und so ist's, ein Christkind und einen Niklaus, das gibt's nicht, das sagt man nur so, und Märchen sind eigentlich etwas Dummes, ihr könnt euch ja selbst denken, daß das alles nicht wahr ist. So muß sie dann einmal nicht fürchten, daß die Kinder vor ihrer Wahrhaftigkeit den Respekt verlieren. Ihre Kinder haben aber auch einen seltenen und erfreulichen Wirklichkeitsinn, alle, bis auf Gertrud, aber die ist ja überhaupt aus der Art geschlagen.

Ja ja, die Mutter weiß das, sie kennt ja ihre Nichten und Neffen, die nüchternen Prosaiter und Praktiker, denen man ansieht, daß sie nie in den Wundergarten der Poesie, des Märchens, hineingeschaut haben, nur Gertrud, die Jüngste, ist das große Sorgenkind der Familie, sie ist bei der ihr zuteil werdenden vernunftgemäßen und so sehr aufs Wirkliche gerichteten Erziehung einfach ein Rätsel.

Frau Anna sinnt und sinnt. Wie war das doch mit ihren beiden Ältesten, als sie „es merkten“? Nahmen sie der Mutter den frommen Betrug übel? O bewahre, da sprach man miteinander in aller Offenheit, und da fand man, daß, wenn alle diese schönen Märchen auch nicht wortwörtlich zu nehmen seien, sie doch ihr Daseinsrecht hatten, da sie ewig wahr blieben als Symbole für Naturgeschehen draußen oder drinnen in den Tiefen der Menschenseele. Immer wieder muß die Liebe neu geboren werden in uns und ihr Licht ausstrahlen um uns, und muß sich kundtun in nimmermüdem Schenken unserer selbst an andere, an die Welt. Und immer wieder erwacht die Erde zu neuem Lenze, zu neuer Fruchtbarkeit und neuem Geben, jedes neue Jahr erblickt das herrliche Wunder von neuem, daß aus der toten Erde Leben bricht und Frucht bringt, und daß alles sich verjüngt. So herrliche Wunder erleben wir tagtäglich um uns; ist es da nicht das allerkleinste Wunder, daß zu Ostern der Hase, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, bunte Eier legt? Zeigt nicht auch das Ei, das runde, in sich selbst zurückkehrende, dieses Erwachen zum Leben aus totem Keim? Wie sagt doch Lessing: „Der Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können, werden sollen“. Geht nicht dem reisenden Ver-

ständnis der Kinder, ja oft erst dem mit reicher Lebenserfahrung gesegneten Erwachsenen, erst der tiefe Sinn auf, der in jedem echten Märchen und auch in Volksbräuchen steckt? Ist das Märchen nicht innerste Offenbarung der Tiefen der Menschenseele? Bedeutet es nicht dem, der es psychologisch erfassen kann, lautere Wahrheit?

Nein, die Mutter fühlt, daß eine Mutter, die ihr übriges Tun und Handeln von unbestechlicher Wahrhaftigkeit beherrschen läßt, nicht zu fürchten braucht, daß sie durch ihre Märchen und ihr Fabulieren im Kind den Glauben an sich erschüttere, daß vielmehr Kinder sehr wohl zu unterscheiden wissen; sie weiß, ihre Kinder haben es ihr nie übel genommen, sie haben es ihr vielmehr von Herzen gedankt, daß sie um jene Feste, deren Kern kindliche Verunft und Erfahrung noch fremd und verständnislos gegenüberstehen, den Zaubermantel der Phantasie, den Goldglanz der Poesie gebreitet hat, in den das kindliche Gemüt sich so wohligh einschmiegt, sie haben es ihr gedankt, daß sie die Märchen nicht als „dumme Phantastereien“ abtat, sondern sie betrachtete als das eigentliche Heimatland der Kinderseele, als ein Paradiesgärtlein, in dem sie sich nach Herzenslust muß ergehen und ausleben können, damit sie nicht später auf falschen Wegen irre läuft. Je mehr sich die Mutter in ihre eigenen Kinder hineinlebte, desto klarer wurde in ihr die Ueberzeugung, daß es das tiefinnerste Bedürfnis des Kindes ist, der kalten Verstandeswelt der Erwachsenen, ja überhaupt der Welt, wie sie ist, der rauhen Wirklichkeit, die dem Genuß nachjagt, dem Besitz und der Ehre, zu Zeiten zu entfliehen in das Reich der Seele, des Unwirklichen, des Wunderbaren, des Uebernatürlichen, wie ja auch der Erwachsene aus dem nüchternen, herzbelemmenden Getriebe des Alltages sich gern hinwegstiehlt ins Reich der Kunst, in die Welt des Schönen und Abstrakten.

Frau Anna fühlt, daß es ein Unrecht ist an der Kinderseele, wenn man ihr diese ihre eigenste Welt vorenthält. Ja, je mehr wirtschaftliche und technische Errungenschaften unser Leben veräußerlichen, mechanisieren, „praktischer“ gestalten, je großstädtischer die Stadt wird, je industrieller das Dorf, je moderner das Leben, um so eher müssen wir unsern Kindern solche „Reservationen des Gemütes“ schaffen, wie man in den größten Städten des Auslandes jetzt anfängt, nicht nur grüne Inseln, „Anlagen“, zu schaffen, sondern mächtige grüne Gürtel frei atmender Natur um das Häusermeer herum als Zuflucht für jene, die des Treibens müde, sich selber wieder finden möchten in der Stille. M. Steiger.

Die Dattelfrucht.

Keiner anderen Baumfrucht kommt in ganz Nordafrika und einem großen Teil Kleinasiens eine so große Bedeutung als Volksnahrung zu, wie der Dattel. Sie wächst bekanntlich an der Dattelpalme, botanisch *Phoenix dactyfera* geheißten, einem schlankstämmigen hohen Baum mit glockenförmiger Krone, deren Zweige oft mit halbzentnerschweren Büscheln dieser Frucht beladen sind. Merkwürdigerweise wird der Baum in der altägyptischen Literatur wenig oder gar nicht erwähnt; er soll nach neueren Autoren aus Arabien stammen und von dort nach Persien und Aegypten verpflanzt worden sein. Heute ist er im ganzen mittleren und südlichen Orient verbreitet, wo er nicht nur seiner mannigfachen nützlichen Eigenschaften wegen geschätzt wird, sondern oft auch die einzige landschaftliche Zierde ausgedehnter Wüstengebiete bildet. Der Saft des Stammes liefert ein angenehmes mildes Getränk, das die Araber lagmi benennen. Die Palmblätter finden in verschiedenen Gewerben Verwendung. Man fabriziert aus ihnen Teppiche, Körbe, Hüte und dergleichen. Die Dattelfrucht ist je nach den Regionen, denen sie entstammt, in der Qualität verschieden. Hervorragend groß und fleischig ist die ägyptische Dattel.

Ihr Zuckergehalt beträgt hier 36 Prozent, der Gehalt an Eiweiß 23 Prozent. Zum Verland eignet sie sich dagegen weniger, als die Dattel mehr östlich gelegener Gebiete des nördlichen Afrika. Auch aus der Dattel selbst werden Getränke zubereitet, namentlich der sogenannte Dattelwein, den man dadurch erhält, daß man den Saft frischer Datteln mit Wasser mischt und gären läßt. Bis in die Kongoländer hinunter wird diesem Getränk fleißig zugesprochen, an den Höfen der kleinen Negerkultane wird er in Form eines stark alkoholartigen Liqueurs genossen. Die Dattelfrucht findet auch in der Medizin Verwendung. Selbst der Dattelfern wird in mancherlei Form nutzbar gemacht. Er dient unter anderem zur Herstellung von Zahnpulver und Tinten. Gemahlen ergibt er ein gutes Futter für die Kamele, das von den Arabern auf allen längeren Karawanenzügen mitgeführt wird.

Die Dattelernte, die in südlichen Distrikten schon Ende September beginnt, gestaltet sich, ähnlich wie bei uns die Obst- oder Traubenlese, zu einem fröhlichen Fest für Jung und Alt. Die Städter, wie beispielsweise die Bewohner von Kairo, fahren an Sonntagen zu Tausenden aufs Land hinaus, um Palmenzweige mit Büscheln der süßen Frucht heimzubringen. Ist die letztere noch nicht genügend reif, so wird sie daheim in heißen Sand gebettet, wodurch sie bald die gewünschte Weichheit erhält. Von größerer Wichtigkeit ist die Erntezeit natürlich auch für die arme einheimische Bevölkerung. Nach langen und heißen Monaten der Entbehrung kommen nun einige Wochen der Schmauserei. Das ärmste Araberbüblein ist sich herzlich satt, denn die Frucht ist billig und der Besitzer der Bäume übt gemeinhin eine anerkennenswerte Gastfreundschaft. H. Th.

Der Kranke.

Balsamdüfte ziehen
Mir am Fenster, ach, vorbei.
Bunte Käfer fliehen
Mir vorüber hastigheeu. —
Duft, ich seh's dort bliken
Durchs verhangne Fensterlein:
Dränge durch die Ritzen
Dich mit Kraft zu mir herein! —
Käfer, einmal wiege
Schwebend mir vor Augen dich,
Farbenarm ich liege,
Seit die Freude von mir wich!

Winde streichen fühllos
Am verschloss'nen Fenster mir,
Sänger schweifen ziellos
Weit in Himmels blaue Zier. —
Winde, stehlt euch leiße
In den stillen Leidensraum,
Kühlt die Stirn, die heiße,
Wiegt mich ein in süßen Traum! —
Böglein, sek' dich nieder
Einen ein'gen Augenblick,
Säng' mir Freudenlieder,
Schmerz kehrt früh genug zurück!

Sonne nur verstoßen
Wirft ins Stübchen mir den Strahl,
Und auf leisen Sohlen
Gehen Lind'rer meiner Qual. —
Sonnenlicht, o fülle
Mir mit Gold die Kammer heut,
Daß das Leid sich hülle
Ewig in dein Strahlenkleid. —
Ihr, die manche trübe
Leidensnacht mir durchgewacht:
Hätte eure Liebe
Mich zu heilen auch die Macht!

Eugen Sutermeister.